

# Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Readings, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd 6ten Straße, zwischen der Franklin- und Chestnut- Straße.

Jahrg. 8, ganze Num. 393.

Dienstag den 16. März, 1847.

Laufende Nummer 29.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superial-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Untersreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Untersreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Verwendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Untersreiber. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingesandt werden.

## Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Briefen eines deutschen Reisenden aus China.  
Hongkong Victoria.

Canton, Ende Aprils . . . Die Ankunft des Lootsen an Bord — ein allen billkommenes Ereigniß, welches der Seemann zugleich zum Ende der Reise stemmelt. Diese Scene war recht eigentlich die Eröffnung der chinesischen Wunderwelt: das Lootsenboot mit seinen selbstgeformten Segeln von Matten kam pfeilschnell auf uns zu, in einem Nu war es durch eine kräftige Bewegung des ungeheuern Steuerruders gewendet, die Segel herabgelassen, und im Augenblick darauf war auch schon die halbe Mannschaft wie Kagen am Tauwerk herausgelaßert und an Bord. Nun gab es eine ener chinesischen Handelsmann, die ich später als etwas sehr alltägliches kennen ernte. Capt. Tibbits bot 5 Pfd. St., der Lootse forderte 25 Pf., und man vereinigte sich bald auf 14 Pf., worauf denn das Boot weggeschickt und unser Schiff dem kundigen Chinesen überlassen wurde.

Windstille und Nebel zwangen uns, die Nacht vor Anker liegen zu bleiben. So erreichten wir den Hafen von Hongkong erst am 31. März gegen Mittag, und eilten nach einer siebenzigtägigen Seereise wieder festen Boden zu gewinnen. Es ist eine große Freude, selbst wenn man weniger vor sich hat, als die chinesische Welt. Hongkong, diese in neuester Zeit so merkwürdig gewordene Colonie der weitgreifenden Britten, scheint mehr um einer politischen Lage willen, als wegen einer Anmuth und Fruchtbarkeit gewählt worden zu sein; die Bay, an welcher die junge Stadt Victoria liegt, besteht aus trostlosen kahlen Hügeln und Bergen, und ist von außerordentlicher Hitze im Sommer heimgesucht; doch der Kaufmann und der Soldat (die einzigen Ansiedler) fragt darnach wenig. Der äußere Hafen, durch einen Kreis von Inseln gebildet und mehrere englische Meilen im Durchmesser haltend, erinnerte mich an den Hafen der westindischen Insel Tortola, welcher der größten Flotte Schutz zu gewähren vermag. Auch diese Insel ist sonst wertlos und unfruchtbar, und wird von den Engländern nur um des genannten Vorzugs willen behauptet.

Ein chinesisches Boot kam alsbald heran, welches uns ans Ufer bringen sollte. Diese Bote sind berühmt als Wohnort der ganzen Familie; Tausende haben keine andere Heimath, und die ganze Schaar Vater, Mutter, Kinder, groß und klein, finden in dem engen Kaume des kleinen Fahrzeugs Obdach. Alles muß rudern helfen um den täglichen Reiz zu verdienen, und hier zum erstenmal sah ich wieder eine Bevölkerung, die arbeiten muß, um nicht zu verhungern; im reichen Südamerika ist es anders, und dieser Anblick, der mich an unser überfülltes Vaterland erinnert, war peinlich. Man betritt die Hauptstraße von Victoria, und das ganze chinesische Leben breitet sich vor dem erstaunten Fremdling aus: ein gewaltiges Gedränge von Arbeitern, Bettlern, Lastträger, Barbieren, hin und wieder europäische Gesichter, martialische Sipahis oder ostindische Soldaten mit andern beturbanten und maleischen Figuren des Orients. Der Kuli oder Arbeiter ist nackt, ein unmäßiger Strohhut schützt ihn gegen die Sonne; an einem langen Bambusstock trägt er seine Last gleichmäßig vertheilt an beiden Enden. Der wohlhabendere trägt Schuhe und Strümpfe, einen langen Rock und das wohlbekannte schwarze Mützen mit rothem Knopf; der Fächer ist in fortwährender Bewegung, und der Zopf (welchen der Arme bei der Arbeit aufbindet) hängt lang und stolz herab. Der Zopf ist die höchste Zierde der Chinesen, und seine Ehre sitzt wesentlich in diesem stattlichen und verlegbaren Haarwuchs. Eine andere Curiosität sind die Barbieri; auf ihrem trag-

baren Kästchen setzt sich der Kunde auf offener Straße nieder und läßt sich Gesicht und Scheitel rasiren, nur ein kleiner Schopf an Hinterkopfe wird verschont. Weiber erblickt man nur sehr wenige auf der Straße, und diese nur aus den niedrigsten oder verdächtigen Klassen. Ihre Tracht unterscheidet sich von der der Männer bloß durch den längern Ueberrock und den sonderbaren Haarputz.

Victoria zerfällt wesentlich in den chinesischen und europäischen Stadttheil. — Letzterer ist mit merkwürdiger Schnelle emporgestiegen, und eine Menge stattlicher, wenn auch eben nicht geschmackvoller Häuser zeigt, was man von dieser Niederlassung erwartet. Ob alle diese schönen Häuser sich mit Thee, Seide und Opium bezahlt machen werden, ist eine Frage, die jeder Fremde unwillkürlich aufwirft, und die Sachverständigen beantworteten sie mit „schwerlich.“ Der chinesische Theil, an einer Bergschlucht sich heraufstürmend ist eng, schmutzig, und eben durch und durch chinesisches. Weitere Beschreibungen im Verlauf dieses Briefes. Es war mir nur eine kurze Wanderung durch diesen Ameisenhaufen vergönnt; ich durchkroch ihn indes. Dank sei es der löblichen Polizei von Hongkong — mit völliger Ruhe und Sicherheit — der Umstand, daß das schlimmste chinesische Gesindel sich hier zusammensindet, hat die Engländer genöthigt sehr scharfe Ordnung zu halten, und vortreflich scheint mir die Verfügung, daß Chinesen in der bei ihnen üblichen Art bestraft werden sollen. Man lacht aber doch, wenn man in den Colonialzeitungen liest, daß dem Urein Haus niedergefallen worden ist, und 50 Prügel erhalten hat. Uebrigens klagt man auch über europäischen Gesindel, und namentlich die böse Nachbarschaft von Sidney ist ein fatales Ding.

## Baron von Steuben.

Aus dem Magazin der Literatur des Auslandes.  
Der neueste und letzte Band der von Herrn Jared Sparks in Boston herausgegebenen amerikanischen Biographien enthält die Lebensbeschreibung des Generals von Steuben, eines deutschen Soldaten, der sich der Freundschaft Washingtons erfreute und der, indem er die Disciplin des preussischen Heeres und die Kriegserfahrung, die er unter den Fahnen des großen Friedrich gesammelt, nach Nordamerika brachte, nicht wenig dazu beitrug, den Ver. Staaten ihre gegenwärtige Unabhängigkeit zu erkämpfen. Friedrich Wilhelm Freiherr von Steuben ward in Schwaben um das Jahr 1736 geboren und trat frühzeitig in den preussischen Kriegsdienst, in welchem er sich bald durch persönlichen Muth auszeichnete. In der nächsten Umgebung des Prinzen Heinrich machte er den siebenjährigen Krieg mit, nach dessen Beendigung er in seine Heimath zurückkehrte, wo er als Adjutant in den Dienst des Fürsten von Hohenzollern-Hedingen trat. Im Jahre 1767 übertrug ihm der Markgraf von Baden den Oberbefehl über seine Truppen, indem Steuben zum General ernannt wurde, als welcher er auch bald darauf den Orden der Treue erhielt. In Paris, wohin er eine Urlaubreise unternahm, lernte er bei dem damaligen Kriegsminister, Grafen v. St. Germain mehrere junge Männer des französischen hohen Adels kennen, die sich, eben so wie Lafayette, mit großer Lebhaftigkeit für den damals in Amerika ausgebrochenen Freiheitskrieg interessirten und zum Theil auch bereits zur Unterstützung desselben dahin abgegangen waren. Die Gewinnung eines in der Schule, Friedrichs erzogenen Soldaten, wie Steuben, schien Allen ein vielversprechender Vortheil für die amerikanische Sache, und so suchten sie denselben zunächst mit den beiden nordamerikanischen Gesandten Deane und Franklin bekannt zu machen. Das Resultat war, daß Steuben wirklich seine Stellung in Baden aufgab und im Herbst des Jahres 1777 nach Amerika sich

ein schiffte, wo er am 12. December ankam. Die Briefe an Washington, die er mitbrachte, verschafften ihm bei diesem, so wie bei dem Congresse, eine sehr ehrenvolle Aufnahme, und so ward ihm auch gleich die Stelle eines General-Inspektors der Armee übertragen. Letztere fand er in dem rohesten, undisciplinirtesten Zustande, den es nur irgend geben kann. — Seiner Thätigkeit bot sich daher ein weites Feld dar; diese hatte aber mit nicht geringen Hindernissen zu kämpfen, zu welchen unter Anderem auch der Umstand gehörte, daß Baron Steuben bei seiner Ankunft außer seiner Muttersprache zwar auch noch das Französische, aber dagegen kaum ein Wort Englisch verstand. Ein einziger Offizier war damals in der amerikanischen Armee, Capitän Walker, der zugleich Französisch und Englisch sprach, und dieser mußte nun in der Eigenschaft eines Adjutanten als Dolmetscher dienen. Steuben behielt in Amerika die streng militärische Lebensweise bei, an welche er gewöhnt war. Er trug eine der preussischen ähnliche Uniform, auf die er nicht wenig, und zwar bis an sein Lebensende, stolz war, stand des Morgens früh um 3 Uhr auf, ließ Haar und Zopf in gewohnter Weise frisiren, und im Sommer fand ihn meistens schon der Sonnen-Aufgang in voller Thätigkeit auf dem Exercirplatze. Durch Ordnung und Strenge gelang es ihm auch, das amerikanische Heer bald auf einen besseren Fuß zu bringen und so denselben, wie sich Washington und der Congreß anerkennend ausdrückten, unschätzbare Dienste zu leisten.

Aber nicht bloß als Exercirmeister, sondern auch als Führer der Truppen auf dem Schlachtfelde war Steuben ausgezeichnet; die Vorbeere des Feldzuges von Virginien gehörten ihm allein an. Gab er auch manchmal durch seine etwas schroffe Außenseite und durch seine strengen militärischen Manieren Anstoß bei den amerikanischen Freiheitskämpfern, so erwand er sich doch durch seinen biedern Charakter die allgemeinste Achtung, und sein Biograph weiß in dieser Beziehung manche Anekdoten zu erzählen.

So hat er einmal bei einem Manöver befohlen, daß ein Lieutenant Gibbons, der anscheinend einen Fehler gemacht, arretirt und hinter die Front gebracht wurde. Bald darauf erfuhr er jedoch durch den Regiments-Commandör, daß der Lieutenant, ein tapferer und tadelloser Offizier, die Schuld an dem Versehen, das gemacht worden war, gar nicht trage. — Sogleich ließ ihn Steuben vor die Front des Regiments treten, ritt an ihn heran, und indem er seinen Hut abnahm, redete er ihn folgendermaßen an: „Lieutenant Gibbons, der vorgefallene Fehler, durch welchen die ganze Linie in Unordnung kam, hätte dem Feinde gegenüber von den unglücklichsten Folgen sein können. — Ich ließ Sie, als den vermeinten Urheber, arretiren, doch habe ich Ursache zu glauben, das ich mich geirrt habe, und daß Sie völlig schuldlos sind. Ich bitte Sie um Verzeihung. Treten Sie jetzt wieder bei Ihrer Compagnie ein. Ich möchte Niemanden Unrecht thun, am allerwenigsten aber einem Manne, dessen Charakter als Soldat so achtungswerth ist.“

Ein andermal hörte er, wie bei dem Namensaufruf eines Regiments der Name Benedict Arnold vorkam. So hatte auch der amerikanische General geheißt, der zu den Engländern übergegangen war. Steuben ließ den Soldaten, der diese beiden Namen trug, sogleich vortreten. — „Grenadier,“ sagte er zu ihm, „Du mußt Deinen Namen ändern; Du darfst nicht gerade so heißen, wie Jener, der uns ver-rathen hat.“

„Welche Namen soll ich annehmen, General?“

„Welche Du willst; nimm die meinigen, wenn sie Dir gefallen.“

Das ließ sich der Grenadier nicht zweimal sagen, vielmehr nannte er sich noch an demselben Tage Friedrich Wilhelm

Steuben, und so wurde er auch in die Regimentsliste eingetragen. Als Pathengeschenk setzte ihm der General eine Pension von fünf Thaler monatlich aus, wozu nach einiger Zeit auch noch ein ansehnliches Stück Landes kam.

Nach Beendigung des Krieges traf der General den ehemaligen Soldaten, der ihm auf seine Erkundigung sagte, daß es ihm sehr wohl gehe, und daß er jetzt verheirathet sei und einen Sohn habe.

„Der heißt gerade so wie Sie, Herr Baron,“ fügte der Mann hinzu.

„Si, dann heißt er auch gerade so wie Ihr,“ meinte der General.

„Nein, ich habe ihm noch genauer die Benennung meines Wohlthäters gegeben: er heißt Baron Steuben.“

Der Landstrich, in welchem die Besitzung dieses Colonisten lag, heißt übrigens auch jetzt noch „Steuben“ und ist heutzutage ein sehr blühender Ort.

Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibung Steubens macht uns sein Biograph auch mit einem seiner Freunde, nämlich dem Grafen Benjowsky, bekannt, demselben der aufkamtschatka und in Kogebue's Schauspiel dieses Namens eine so romantische Rolle spielte. Benjowsky besuchte — ob mit oder ohne seine Ananassa, wird nicht gesagt — im Jahre 1782 seinen Jugendfreund Steuben und erbot sich, eine deutsche Legion von 6000 Mann zur Verfügung des Congresses zu stellen. Das Anerbieten ward jedoch zurückgewiesen, da der Krieg zu Ende war, und Benjowsky schloß sich jetzt einer Privat Expedition nach der Insel Madagaskar an, wo er bei einem Zusammenstoß mit den französischen Colonisten seinen Tod fand. Dem General von Steuben wurden im Frieden große Ländereien von den Staaten New-Jersey, Virginien und Neu York geschenkt wozu auch noch eine Pension von 2500 Dollars von Seiten des Congresses kam. Bei seinem im Jahre 1794 erfolgten Ableben hinterließ er jedoch nur ein kleines Vermögen, das er seinen beiden Adjutanten vermachte, und als einige Verwandte in Deutschland über den Nachlaß eine Anfrage bei Washington machen ließen, antwortete dieser: „Wäre das Vermögen des Baron Steuben so groß gewesen, als sein Herz vortreflich war, so würde er gewiß keinen seiner Freunde in seinem Testamente unberücksichtigt gelassen haben.“

Buff. Telegraph.

Anekdoten.

In einem Dorfe, wo der Zehnte an den Geistlichen gegeben werden mußte, kam die Frau eines armen Koffäthen, der bereits neun lebende Kinder, aber wenig zu Leben hatte, mit dem Zehnten nieder. In seiner Noth nahm der arme Bauer das Kind, ließ damit zum Pfarrer und überreichte es ihm mit den Worten: „Herr Magister, ich muß Ihnen von Allem, was ich ernte, den Zehnten geben, da nehmen Sie auch mein zehntes Kind; ich weiß nicht, wie ich dasselbe bei meiner Armuth ernähren soll!“ Ob der Geistliche Herr diesen Zehnten annahm — darüber schweigen die Nachrichten.

Bald nach der Eroberung von Canada durch die Franzosen empörten sich die Wilden. Der Gouverneur brachte sie durch List zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zurück. Er versammelte die Häupter. „Ihr zweifelt an meiner Macht?“ fragte er sie: „lernt sie, lernt Euern Oberherrn kennen! Man bringe mir ein Gefäß mit Wasser aus dem St. Lorenz-Strome!“ — Seine Leute brachten ihm einen vollen Wasser-Eimer. Er warf Feuer hinein; das Wasser brannte hoch auf. Die Wilden stürzten zu seinen Füßen. — „Seht,“ rief er ihnen zu, „eben so verbrenne ich Euern St. Lorenz-Strom, wenn Ihr Euch unterseht, Euch mir zu widersetzen!“ — Es war kein Wasser, sondern Weingeist im Eimer.

Der Magistrat einer kleinen märkischen Stadt ließ einen Bürger ins Gefängniß bringen, weil er beschuldigt ward, daß er

Gott, den König und einen hochgedien Stadtrath gelästert habe. Der Bürgermeister berichtete die Sache unmittelbar an Friedrich II. und bat um Befehl wegen Bestrafung des Mißthäters. — Nach wenigen Tagen kam der Bericht zurück, und von der Hand des Königs war auf den Rand desselben folgender Bescheid geschrieben: „Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert hat, vergeblich ihm; daß er aber einen edlen Rath gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen!“

Ein junger Mann trat einst bei einem Balle einem Sekretär, der sehr dünne und übel geformte Beine hatte, auf eines dieser Fußgestelle. Der Sekretär rief heftig aus: „Zum Teufel! glauben Sie daß ich meine Beine gestohlen habe?“ — „S, gewiß nicht, war die Antwort, da hätten Sie sich gewiß bessere ausgesucht.“

In einer kleinen Stadt in Polen waren zwei Gasthöfe der eine hieß: „zum grauen Esel,“ und der andere: „zur goldenen Henne.“ Der erstere war weit und breit berühmt und zugleich starker besucht, als der letztere. Es kehrten bei ihm alle vornehmen Passagire ein, und was der Hennenwirth auch thun mochte, immer nahm ihm der graue Esel alle Kunden weg. Einst kehrte der berühmte General Suwarow bei dem Letztern ein, und mochte mehre Tage daselbst. Der Wirth behandelte den General zu seiner größten Zufriedenheit, und als er abreisen wollte, bat der Eselwirth sich die Gnade aus, seinen Gasthof in der Folge: „Zum General Suwarow“ nennen zu dürfen. Dies wird ihm gewährt, und der graue Esel machte dem General Suwarow Platz. — Was that nun der Hennenwirth? Er ließ einen grauen Esel malen, zog seine Henne ein, welche ihm nur wenig goldene Eier gelegt hatte, und sein Gasthof hieß nun zum grauen Esel, und der General Suwarow stand verlassen da, wie einst in der Schweiz gegen die Franzosen. — Aber der Wirth wollte seinen alten Ruhm wieder herstellen. Er machte auf sein Schild unter den Worten: „Zum General Suwarow,“ noch die Anmerkung: „Dieses ist der eigentliche alte graue Esel.“

Ein englischer Schiffskapitän, der ein Methodist war, hatte seinen Matrosen bei strengen Leibesstrafen das Fluchen verboten. Als einst ein Sturm entstand, bei dem das Schiff schlecht regiert wurde, fuhr er den Steuermann an, und fragte nach der Ursache. „Ja,“ erwiderte dieser, „das kommt bloß davon her, weil den Matrosen das Fluchen untersagt ist; wenn sie nicht brav fluchen dürfen, so können sie auch nicht brav arbeiten.“ — „Nun dann,“ rief der Kapitän aus, „so laßt sie in Gottes Namen fluchen und zum Teufel fahren!“

Ein Maler porträtirte eine Dame, die von Gesichte zwar sehr schön war, aber etwas mißgestaltete Hände hatte. Als das Gewölde fertig war, sagte sie zu dem Künstler: „Sie haben meinen Händen mehr als meinem Gesichte geschmeichelt.“ — „Das ist in der Ordnung,“ versetzte der Maler, „die Hände bezahlen ja auch.“

Ein Mann, welcher in Stukatur den Namen Philipp über das Thor eines Hauses schreiben sollte, machte ein B statt P; und als ihm bedeutet wurde, daß er kein weiches B, sondern ein hartes P schreiben sollte, versicherte derselbe ganz gemüthlich: daß sein weiches B bis gegen Abend schon hart werden würde.

Ein Dieb, der Tags zuvor durch einen geschickten Advokaten in Cincinnati von einer Anklage wegen Einbruches freigesprochen worden war, brach in der Nacht in die Amtsstube seines Rechtsfreundes ein, und bestahl denselben. Tags darauf wurde der unverbesserliche Räuber verhaftet und man fand auch mehrere der dem Advokaten gestohlenen Gegenstände bei ihm.